

Aus Augustin Kellers Studienjahren [Fortsetzung]

Autor(en): **E.Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die neue „Mittlere Rheinbrücke“ in Basel.

Mit zwei Abbildungen.

Wiederum ist Basel um ein herrliches Bauwerk reicher geworden. Am 11. November wurde in der schaffensreichen Stadt, die sich bei Gelegenheit so köstlich zu amüsieren versteht, mit Festjubel, Musik und Reden und mit großartigen Feuerwerken die neue Rheinbrücke eingeweiht. Die alte maulrische Brücke, die 1225 Bischof Heinrich von Thun erstellen ließ, war dem starken Verkehr zwischen Klein- und Großbasel längst nicht mehr gewachsen, und zu Anfang des neuen Jahrhunderts wurde von Volk und Behörden der Stadt der Beschluß gefaßt, das alte Bauwerk durch ein neues, den heutigen Anforderungen genügendes zu ersetzen; ein Wettbewerb wurde ausgeschrieben, und anfangs 1902 entschieden sich die Preisgerichte für das Projekt einer Steinbrücke. Die Verfasser des Projektes waren: Alb. Buß & Cie. in Basel, die Ingenieure Moßbändler und Mast in Basel, die Architekten Professor Friedrich von Thierich in München und Emil Fäsch in Basel. Am Juli 1902 genehmigte der Große Rat die Uebertragung des Baues an die Firmen Buß & Cie. und Phil. Holzmann & Cie. in Frankfurt a. M., eine Notbrücke ward erstellt, und schon 1903 wurde die alte schöne Rheinbrücke abgedrochen, deren Verschwinden manchem Basler ans Herz griff, „wie wenn ein Liebes altes Familienstück aus der guten Stube entfernt werden muß“. Doch als würdige Nachfolgerin des alten Bauwerkes stellt sich die neue Brücke dar, die von ihrer Vorgängerin als ehrwürdiges Angebinde das kleine Kapellchen übernommen hat, das heute auf dem mächtigen Gruppenpfeiler der Mitte thront, und mit Recht nannte Regierungspräsident Burchardt in seiner Einweihungsrede Basels neueste Brücke „ein Kunstwerk, wie kein zweites über den grünen Fluten des Rheinstromes sich

wölbt“. Stattlicher und fester als die alte erscheint die achtzehn Meter breite neue Brücke, die in sechs Öffnungen, deren Lichtweiten vom Ufer gegen die Mitte zunehmen, den Fluß überspannt; es ist jedoch nicht etwa allein den Dimensionen oder dem Material zuzuschreiben (die Brücke ist fast ausschließlich aus Granitgestein vom Gotthard aufgebaut), daß das Bauwerk einen so imposanten kraftvollen Eindruck macht, sondern vor allem auch der äußern Form des architektonischen Aufbaues. Dem Umfange, daß die flachen Korbhogen nicht einfach in die Joche verlaufen, sondern vorher umgebrochen werden, ist es zu verdanken, daß die stolz gebildeten Pfeiler mit der kräftigen Ausladung nach oben so wichtig emporzutreten scheinen. Durch besondere Schönheit zeichnet sich auch das Geländer aus, das, ebenfalls aus Granitquadern bestehend, durch seine gotische, in reichster Abwechslung gegebene Ornamente durchbrochen wird. So steht denn die neue Mittlere Rheinbrücke da: schön und kraftvoll in ihrer äußern Erscheinung, wie sie stark und widerstandsfähig in ihrem Aufbau ist. Allen Belastungsmöglichkeiten gewachsen wird die stolze Brücke, deren Widerlager neun bis zehn Meter tief in den zähen Lettelsen fundiert sind, auch dem Hochwasser absoluten Widerstand bieten.

Unsere beiden Bilder zeigen die neue Brücke und ihre beiden Ufer am Tage der Einweihung. Mit bunten Fahnen überschreitet der Zug der Behörden die reich dekorierte Brücke, während eine ungeheure Volksmenge mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo die Schranken fallen, da ein jeder der erste sein möchte, um den neuen Weg zu betreten, der von nun an den regen Verkehr zwischen Groß- und Kleinbasel vermitteln wird.

M.

Aus Augustin Kellers Studienjahren.

Nachdruck verboten.

Nach den Briefen an seine Braut.

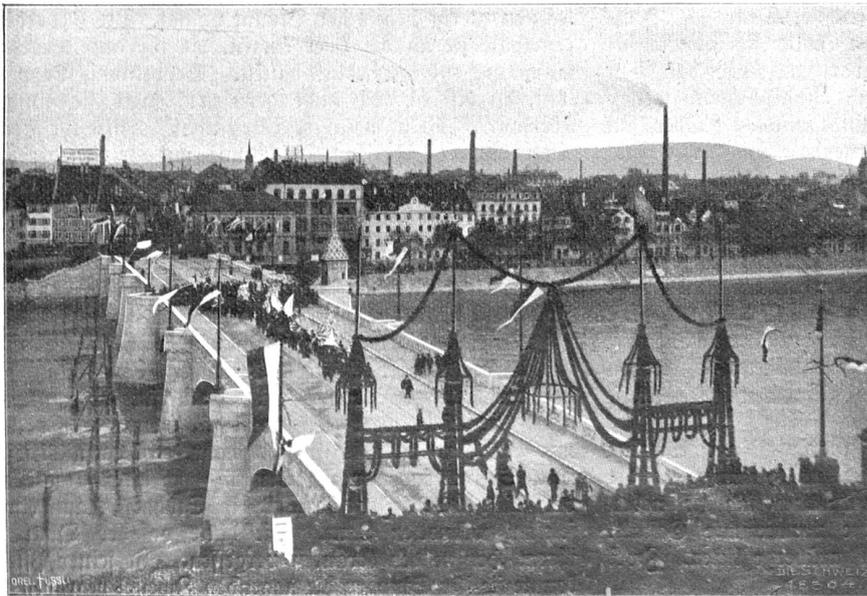
(Fortsetzung).

Breslau, den 23. August 1827.

Gott zum Gruß!

Du wirst schon oft gedacht haben, liebe Josephine, was ist wohl vorgefallen, daß keine Briefe von Breslau kommen? — Nichts ist vorgefallen, nichts oder sehr wenig geschehen, sonst würdest Du auch nicht so lange ohne Nachricht von mir geblieben sein. Schreibe es nicht etwa einer gewissen Kaltblütigkeit zu, die bei vielen Menschen mehr nach den Verhältnissen von Zeit und Ort, als durch innere Willenskraft sich zu zeigen

pflegt. Denn daß ich treu und bieder, wie es dem Jüngling ziemt, an Dir hange, Dich wie mein Leben, ja dieses selbst nur um Deiner und des teuern Vaterlandes willen liebe, das darf ich Dir nicht erst sagen, das weißt Du so gut wie ich es im Innersten der Seele fühle. Was ich tue, lasse, leide und erstrebe, bringe ich dieler selig begeisternden Liebe als bescheidenes Opfer dar. Alles und Jedes, das von diesem irdischen Elemente im gleichen Maße durchdrungen und erfüllt, das ist dadurch schon nicht mehr unter sich unterschieden, sondern im Gefühl und Streben, Sein und Wollen, zur harmonischen Einheit verbunden. Weder Wissen noch Können oder anderes dergleichen berechtigt zu Vorzügen, wo die Liebe herrscht und Freundschaft Gesetze gibt. — Was sich liebt um der Liebe selbst und ihrer Tugend willen, das ist und steht sich ewig gleich und eint sich zum heiligen Himmelsbunde, und nicht Wissenschaft noch Kunst, nicht des Verstandes erzwungene Bildung haben solch freies Leben und Verhältnis der Seelen geschaffen und begründet; Gottes Vatergüte legte es von Anbeginn in der Menschheit sittliche Kraft und zwar, ehe die Sterblichen die Wissenschaften kannten und künfte lernten und liebten. Daher, liebe Josephine, laß fortan jeden Gedanken an wissenschaftliche Bildung weg! Denn diese ist ja mir, und Dir dafür die häusliche Weisheit zur Pflicht gemacht, auf daß wir uns mit voller Tüchtigkeit wiedersehen, erfreuen und im Leben zu einem höheren Dasein beglücken! — Daß es so werde!!



Einweihung der neuen „Mittlern Rheinbrücke“ in Basel (11. Nov. 1905): Blick gegen Kleinbasel (Phot. Adolf Moser, Zürich).

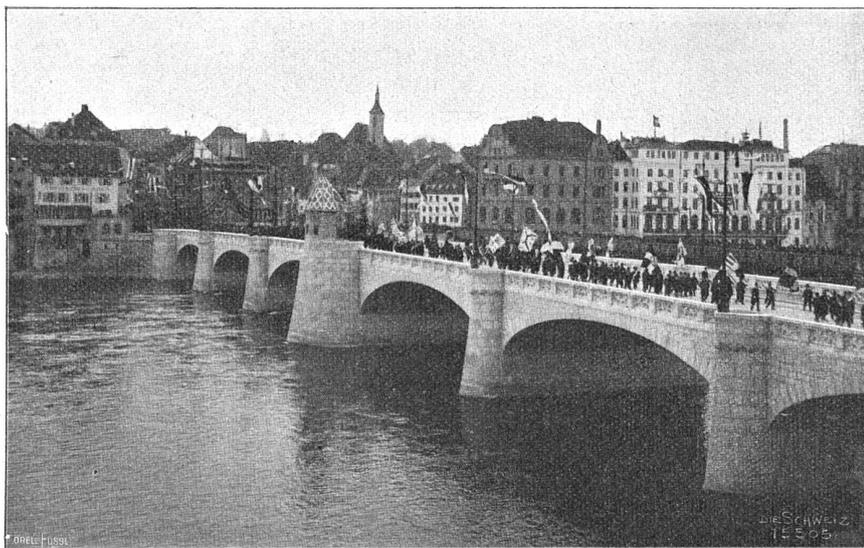
Beim Empfang Deines lieben Briefes hatte ich ebenso große Freude, als er mir Jocus (Spaß) machte. — Ich habe mir fest vorgenommen, Dich so bald nicht wieder zu korrigieren, wenn ich auch noch so erwünschte Gelegenheit hätte, ebenfalls in meinem Leben nicht mehr mit Dir in Streit zu geraten; denn wenn man auch nicht wollte, so müßte man Dir nachgeben! Nein, da wisch ich mir den Bart, sage kein Wort mehr und denke: Du hast recht! — Eines doch bitte ich Dich. Es ist wahr, ich habe gefehlt und etwas zu stark geschulmeister, es ist mir dafür leid und gestraft bin ich ja schon. — Darum schreibe mir doch in Zukunft nicht mehr in unserm Landesdialekt. Ich konnte mit Lesen im dritten Mal erst recht fort kommen. Das war eine verzwickte Historie und ließ mich, bis ich's recht zusammenreimen konnte, ohne Eindruck und eigentlichen Genuß, und zwar besonders, da ich sah, daß Du Deiner lieben Hochdeutschheit in jeder Zeile auf die Finger klopfen und das Maul stopfen, Dir also selbst, um meine Unart zu strafen, solche Gewalt antun müßtest!

Was Du mir über Franz Uttiger schreibst, freut mich sehr. Wenn Du machen kannst, daß er nichts als Völgersgeschichte, Lebensbeschreibungen, Reisen und etwas dergleichen, nur nicht solche Zukergedichte und faule Romane liest, so tue es nach Möglichkeit; denn ich fürchte, seine Phantasie habe schon jetzt zu viel Unverdauliches und ihr Unverständliches genossen.

Uebrigens brauchst Du über einen jungen, noch unbeflügelten Musenjahn gar nicht zu lachen, oder Du hast es mit mir zu tun. Auch ich habe einst mein erstes Gedicht geschrieben und war selig dabei; dann zum zweiten Mal selig, als ich Dir im Epheugewinde am Bächlein im stillen Tal das Geheimnis meines Herzens sang.

Soviel ich mich erinnere, habe ich Dir im vorigen Brief verprochen, eine kurze Beschreibung meiner Studierkneipe (zu deutsch Studierzimmer) zu geben; so höre denn! — Ich wohne in einer heiteren, vielbelebten und allzu geräuschvollen Straße, in der Nähe von vier Professoren. — Auf der rechten Seite liegt der Grümpelmarkt und auf der linken ein Nonnenkloster. Mein Zimmer liegt gegen Morgen; allein erst etwa um zehn Uhr und zwar nur eine Stunde oder halbe Stunde blickt die Sonne von oben durchs Fenster auf das Gesims. Wenn Du Nr. 5 ins Haus hineintriffst, so siehst Du rechts eine Türe mit der Aufschrift: Richard Hubner et Augustin Keller, Stud. philol. Helveticus. (NB. Mein Stubenbürsche ist Jurist und dabei eine sehr biedere Seele). Nun klopfst Du an. — Herein! — Gott grüß Di und Gott wilche! Do hecht und gehst mit in einer hohen, großen und gelb tapezierten Stube. — Sieh gleich rechts an der Tür, da steh ich am Schreibtisch und frizle Dir einen Brief und rauche eine Pfeife dazu und sage kein Wort. Vor mir auf dem Schreibtisch liegen beim Tintenfaß drei Federn samt Bleistift, Federmesser, Konzertanzeige, hebräische Bibel, ein Stück Abendbrot, und Fußschere neben dem Lichtstock.

Zwischen den beiden Fenstern, die wir haben, steht ein großer tannener Tisch mit vier Stühlen von der gleichen massiven Materie. Das ist unser Visitenapparat. Darauf liegen gegenwärtig nach genauer Beschreibung zwei Bürsten, drei Sporen, fünf Handschuhe, ein weißer Wasserkrug, dabei ein ganzes und ein zerbrochenes Glas, auf diesem liegt Zichoffe's Schweizergeschichte und ringsherum 27 andere Bücher aus allen Sprachen und Zeiten mit drei philologischen Heften mit Anmerkungen; Luthers Bibel und das preussische Landrecht sind bedeckt mit einem Halstuch, einer Weste und einem Teller, darauf eine halbe Wurst. — Ob dem Tisch hängt ein langer Spiegel, daran ein halberwekter Epheukranz, daneben eine rote und eine schwarze Mütze. Gehen wir weiter an die nördliche Wand! Da ist ein kleiner Wandschrank, darin zwei Hut-schachteln mit einem Hut, zwei angeschnittene Kommißbrote,



Einweihung der neuen „Mittlern Rheinbrücke“ in Basel (11. Nov. 1905); Blick gegen Großbasel (Phot. Adolf Moser, Zürich).

zwei Butternäpfschen, eine Tintenflasche. In der Ecke neben dem Kasten halten zwei Rappiere, zwei Ziegenhainer und eine lange Pfeife Konferenz. Auf der andern Seite in der Mitte der Wand steht ein possierlicher, eichener, wurmfäuliger Sekretär, etwa in der Zeit Karls des Großen geboren! Darin sieht's gegenwärtig nicht so schlimm aus; denn Frau Heppner hat erst vorgestern die Sachen wieder ein wenig auseinander klaffigiert. Den Ofenwinkel mit Waschbecken, Handtüchern, Schuhen, alten Strümpfen, Stiefeln und Stiefelnecht wollen wir wegen seines reizlosen Interesses übergehen. Neben dem Ofenwinkel steht natürlich gleich der Ofen auf der westlichen Seite. Er wäre im übrigen sehr geschmackvoll mit zwei Aufsätzen, hat aber von oben bis unten einen gewaltigen Riß! Wenn ihn der Philister in den Ferien nicht herstellt, so werden wir auf den Winter ausziehen. Neben diesem zerrissenen Nachbarn ruht meine schneeweiße Lagerstätte. Wie manchen Kummer habe ich schon da gelassen und vergessen, wie vieles da schon ausgedacht, wie manche Freude da schon geträumt! — Als Wache über dem friedlichen Ort hängen ein Degen und meine lederne Nachkommenschaft, nämlich der Tornister, darunter eine alte Blumenzeichnung, darstellend (ich weiß es natürlich auswendig; denn ich habe sie schon manchen Sonntagmorgen genau betrachtet!) also darstellend zwei Rosen mit einer Knospe, zwei Aestern und einen Eisenhut, alles zu einem Strauß zusammengebunden, nach der Natur gezeichnet. — Gegenüber hinter der Tür an der südlichen Wand steht das Bett meines Stubenbürschens; zu seinem Haupte an der Wand hängen zwei Mäntel und ein Paar Hosen, und nun sind wir wieder bei der Türe. . . Adieu und empfehle mich Ihnen! Apropos, he, da liegen ja noch auf dem Schreibtisch hinter den Büchern drei oder vier Masticher und ein Halstuch!

Da hast Du nun meine ganze Wirtschaft, treu und wahr, wie sie ist. — Es mag Dir freilich kurios und bunt aussehen. Aber es ist in Gottes Namen nun einmal nicht anders. Auch habe ich diese Ordnung nicht erfunden, bei den andern Musenjöhnen sieht es ebenso chaotisch aus. — Ueberdies kann ich erst noch gar nicht begreifen, woher diese Judenwirtschaft kommt! Denn so oft ich bei dem Klauervelsch vorbeigehe, so lege ich Hand an, um Ordnung zu machen. Ein Gleiches tut auch meine Bedienung alle Tage. Allein ich glaube, wir beide haben im Ordnen und Aufräumen gerade ganz entgegengesetzte Ansichten, Manieren und Methoden. Nämlich so oft ich Ordnung mache, so habe ich etwas zu suchen; wenn sie aber Ordnung macht, so hat sie immer etwas zu verbergen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob Du einmal das Ding besser verstehst. So wenigstens kann ich es unmöglich immer haben.

Jüngsthin war ein junger reisender Apotheker von Neuchâtel hier. Als er hörte, es wären Schweizerstudenten hier, so suchte er mich sogleich auf. Ich machte ihn soviel möglich



Dr. Julius Maurer, der neugewählte Direktor der Schweiz. Meteorologischen Zentralanstalt in Zürich.

mit Breslau bekannt, und als ich in ihm einen biedern Schweizer sah, so trug ich ihm, da er auch um Briefe in die Heimat bat, eine Kommission an H. Rauchenstein auf und übergab ihm Briefe samt Schriften und entließ ihn mit dem stillen Wunsche, sein Reisegefährte zu sein. Er reiste über Dresden und Wien und erst von da ins Vaterland. Ich hatte im Sinn, ihm Briefe an den Vater mitzugeben. Dann hätte ich aber natürlich auch an die Tochter schreiben müssen und dazu, verzeih mir, hatte ich unmöglich Zeit. Denn ich war gerade mit einer lateinischen Dissertation über Kopf und Hals beschäftigt. Jetzt haben die Arbeiten so ziemlich nachgelassen, weil schon einige Professoren ihre Vorlesungen geschlossen haben. Ist nun diese Briefschreiberei zu Ende und noch meine Präsesrede für unseren Aargauerverein fertig, wozu ich aber noch keine Silbe weiß, so habe ich dann ganz Ferien. — Auf Anraten des Arztes werde ich dann zur Stärkung der Brust eine Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz machen, wovon ich Dir den nächsten Brief zu füllen hoffe. Ich habe nach Halle an Sommerhalde und Wälkt und nach Berlin an Fische und Strehl Episteln abgehen lassen, worin ich sie nach Dresden einlud. Wie sehr freue ich mich, diese Leute wieder zu sehen, ich verspreche mir von Dresden recht frohe Tage! Ich werde mich aber daselbst nicht länger als eine Woche aufhalten, dann zurück auf das Landgut meines Stubenburschen reisen, dort einige Tage bleiben, reiten, jagen und mich freuen und endlich, jerum jerum, wieder nach Breslau an den Schreibtisch mich bekehren.

Diesen Sommer hat unser Musikverein drei Konzerte gegeben, als Joseph und seine Brüder, das unterbrochene Opfer-

fest, und letzthin wurden alles eigene Kompositionen aufgeführt. Alle drei waren sehr besucht und wurden mit großem Beifall aufgenommen. — Vor einigen Wochen trat hier ein junger Künstler von Berlin mit einem ganz neuen, von ihm selbst erfundenen Toninstrument auf, welches er Terpadion nennt. Es hat die Größe von einem gewöhnlichen Klavier und sieht aus wie ein Tisch, wird wie ein Klavier durch Tasten gespielt, während immerfort durch Treten eine hölzerne Walze inwendig in Bewegung gesetzt wird. Auf dieser Walze funktionieren lauter hölzerne Fiebern von verschiedener Dicke, Länge und Holzart. Diese Verschiedenheit bestimmt nun die des Tones. In welcher Verbindung aber und wie die Walze auf diese Holzniebern wirkt, um Töne hervorbringen, konnte ich nicht ausfindig machen, und als Professor Passow den Künstler darüber befragte, so entschuldigte er sich und sagte: der Graf Selinsky habe ihm das Instrument bereits für 50 Lsdr. abgekauft unter der Bedingung, die Struktur des Werkes nicht zu verraten. Wir zogen ab, nachdem wir nichts erfahren, als, daß an dem ganzen Instrument kein Lot Metall sei. — Sein Ton ist ganz sonderbar und hat im Anfang etwas Zauberkraftes. Es kommt der Orgel am nächsten und eignet sich vorzüglich gut zum Choral und da, wo der kräftige Ausdruck in feierlich langamer Bewegung, bald mit schnellendem Steigen, bald in ersterbendem Sinken das Gefühl ergreifen soll.

Es geht hier allgemein das Gerücht, die gefeierte Sängerin Sonntag von Berlin werde hieherkommen und ein Konzert geben. Ich kann nicht begreifen, warum sie gerade nach Breslau, und nicht nach dem weit freundlicheren Dresden oder günstigeren Leipzig geht, um ihre Virtuosität hören zu lassen. Vielleicht kommt sie aus Merger hieher. Es widerfuhr ihr nämlich unlängst ein fatales Pech. Der englische Gesandte in Berlin machte ihr seit langem die Cour und ging darin so weit, daß er sich mit ihr verlobte. Er war nun gleich damit beschäftigt, ihr einen glänzenden Titel zu kaufen, das englische Parlament um seine Einwilligung zu bitten und beim König von Preußen um eine Hofdamestelle für seine Verlobte und künftige Gattin einzukommen. Für gutes Geld bekam er natürlich den Grafentitel leicht. Das englische Parlament hingegen hielt es für gut, seinem Gesandten in Deutschland eine deutliche Gehälte zu verweigern, und der kriegerische, kalte König von Preußen meinte: „Ich brauche keine Schauspielerin zur Hofdame. Ich habe sie mit 12,000 Talern auf die Bühne gestellt, da mag sie bleiben oder gehen!“ — Da war's gar! Dieser fehlgeschossene Plan soll ihren Stolz ungemein temperiert und ebenso ihre Anbetung von Seite der Berliner abgenommen haben.

Unter den hiesigen Studenten geht alles so ruhig her, daß sie anfangen, einer nach dem andern zu sterben oder doch wenigstens krank zu werden! Vorzüglich grassieren jetzt mehrere Arten von Fiebern und die Schafsblattern, welche manchen Schafskopf jämmerlich entstellen. — Ich blieb bis dahin, gottlob, verschont und werde es auch, so Gott will, hinfort noch bleiben, bin ich doch ein großer, starker Schwyzerna! — Außer Heim- und Zahnweh habe ich hier noch keine Krankheit gekostet! Daß es so bleibe!

Na, was macht denn die Frau Mutter? Sie muß, wie es scheint, ganz munter sein! Wenigstens habe ich von anderer Seite vernommen, sie soll noch immer gerne lachen. Gott gebe, daß sie dieses Handwerk noch recht lange, lange treiben möge! Denn es ist manchem das Schwerste und auf Erden doch das Beste, wenn es aus dem Bewußtsein hervorgeht. Grüße sie recht innig von mir und folge ihr recht schön, sowie ich auch aus vollen Kräften tue. (Schluß folgt).

Dr. Julius Maurer.

Der neue Leiter des Meteorologischen Landesdienstes in der Schweiz ist aus der Eidgen. polytechnischen Schule hervorgegangen, deren mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion er, mit Auszeichnung diplomiert, im Jahre 1880 verließ, um erst als Hilfsassistent bei dem berühmten Schweizer Astronomen, Professor Rudolf Wolf, vormaligem Direktor der Zürcher Sternwarte, seine Laufbahn zu beginnen. Als die Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt im Jahre 1881 vom Bunde zum Staatsinstitut erhoben wurde, trat Dr. Maurer als Adjunkt des damaligen erst gewählten Direktors, Robert Billwiler, in das neue Institut, dem er seine vollen zwei Dezennien als Mitarbeiter angehörte, bis ihm der Bundesrat am 3. No-

vember 1905, in Nachfolge des im August d. J. verstorbenen Dr. Billwillers, die weitere ehrenvolle Leitung der bekannten Anstalt übertrug. — Der Schweizerischen Meteorologischen Zentralanstalt ist neben einer Reihe anderweitiger Aufgaben in erster Linie die Pflege der so hochinteressanten und wichtigen klimatologischen Forschung unseres Alpenlandes anvertraut, die jenes wissenschaftliche Institut mit einer Schar von vierhundert zuverlässigen Beobachtern zu Nutz und Frommen der praktischen Meteorologie nach Kräften zu fördern befreit ist. Für seine langjährige Tätigkeit im Dienste der obersten meteorologischen Landesanstalt schenkte der Stadtrat dem Neugewählten bereits vor drei Jahren das Bürgerrecht von Zürich. A. K., Zürich.